



Unterdessen in Tokio, Salzburg, München und Nürnberg

Andreas verließ Japan im Sommer, im Herbst kam ich nach Deutschland. Erst traf ich meine Schwester in Salzburg, nahm an der Sound-of-Music-Tour teil, fuhr mit dem Zug nach München. Andreas holte mich vom Bahnhof ab, wir hielten uns im Nymphenburger Schlosspark zum ersten Mal bei den Händen, küssten uns zum ersten Mal in Nürnberg und versicherten einander vor meinem Rückflug, dass wir uns einig waren, dass man in unserem Alter mit dieser Händchenhalterei und Küsserei und so weiter gar nicht erst anfangen müsse, wenn man es nicht ernst und langfristig meint.

Als ich das nächste Mal deutschen Boden betrete, tue ich das also bereits nicht mehr als Touristin, sondern als eine Art Heimatsuchende.



Was kostet wo die Welt?

Dass Junko ihrem Mann nach Deutschland folgt, ist keinesfalls in Stein gemeißelt. Die Gegebenheiten sind folgende: Ich bin Japan-Freak und wollte schon dort leben, als ich Ende der Neunziger zum ersten Mal das Funkeln der Ginza sah. Junko hingegen hatte sich Ende der Neunziger keinerlei Gedanken über Deutschland gemacht, und obwohl sie dem Land

inzwischen etwas abgewinnen kann, ist sie wohl nach wie vor nicht direkt ein Deutschland-Freak. Und ich weiß nicht, ob ich mit so einem überhaupt zusammen sein wollen würde. Vom Wohlfühlfaktor ausgehend wäre es also logisch, wenn ich meine etwas mehr als sieben Sachen packe und mich gen Osten verabschiede. Leider ist da die vulgäre Sache mit dem Geldverdienen. Ich gestehe: Dafür, dass ich nichts Anständiges gelernt habe und selbst mein unanständiges, weil geisteswissenschaftliches Schwurbelstudium abgebrochen habe, verdiene ich nicht katastrophal schlecht in Deutschland. Ich weiß, dass darf man gerade dort nicht so laut sagen, man darf nur klagen. Das wiederum beklage ich.

Großer oder kleiner Verdienst ist relativ. Als ich Junko bei der Planung unserer gemeinsamen Zukunft die Summe nenne, schaut sie mich betreten an.

»Das wirkt nur so wenig, weil der Staat das meiste an Steuern einbehält«, sage ich. »Wäre ich nicht aus der Kirche ausgetreten, bekäme ich noch weniger.«

»Wieso bist du denn aus der Kirche ausgetreten?«

»Aus Bequemlichkeit. Als ich nach Bayern gezogen bin, hat man meinen Protestantismus wohl nicht als gescheite Religion anerkannt, deshalb war auf meinen ersten Gehaltsabrechnung bei »Kirchensteuer« immer nur ein Strich. Damit ich nicht irgendwann einen ganzen Batzen nachzahlen muss, bin ich vorsichtshalber ausgetreten. Man kann ja auch ohne Steuer glauben.«

Sie nennt mir die Summe, die sie monatlich verdient. Sie ist beträchtlich höher als meine.

»Und wie viel davon musst du versteuern?«, frage ich.

»Davon nichts mehr. Das ist schon nach Steuern.«

Kleinlaut sage ich: »Wenn wir heiraten, muss ich auch ein bisschen weniger Steuern zahlen.« Genauer kann ich es leider nicht sagen. Das Steuerthema widert mich grundsätzlich an, ich möchte damit so wenig wie möglich zu tun haben. Aus Feigheit sind meine Steuerklärungen dank Beratung immer überkorrekt, aber ich verstehe jeden, der trickst, wo er nur kann; egal ob Privatmann oder Schweinekonzern. Wenn ich den Mumm hätte und wüsste, wie das geht, würde ich meine Konten auch sofort in irgendwelche Steueroasen umziehen. Ich halte es gern mit einem französischen Aktivisten, könnte genauso gut eine Aktivistin gewesen sein, der oder die einmal sinngemäß gesagt hat: Ich sehe ein, dass ich Steuern zahlen muss. Ich sehe nur nicht ein, dass es so viele sind.

Rechnet man nach Mietpreisen, ist München selbstverständlich im Vergleich zu Tokio ein Schnäppchenschlaraffenland. Dadurch relativiert sich Junkos Mehrverdienst erheblich; sie zahlt für eine deutlich (sehr deutlich) kleinere Wohnung als meine weitaus mehr (weitaus viel mehr) Miete als ich. Unterm Strich bleibt es bei einer finanziellen Pattsituation: Egal, wer von uns seinen Job aufgibt und sich zumindest eine Weile vom anderen aushalten lässt, es würde in beiden Szenarien gleich gut oder gleich bescheiden funktionieren.

Nun ist Geld nicht alles in der Lebensplanung. Wir sind uns einig, dass das Trappeln kleiner Füße im gemeinsamen Wohnraum wünschenswert wäre, und damit sind nicht allein Junkos kleine Füße gemeint. Auch im technologisch fortschrittlichen Japan ist es noch nicht möglich, dass ich das Kind austrage. Das bliebe an Junko hängen. Sollte sie wegen Schwangerschaft

und Elternwonen eine berufliche Auszeit nehmen, wäre der Karrierewiedereintritt in Japan schwierig. Das mag man mit allem Recht der Welt anprangern, ändern an den Verhältnissen tut es kurzfristig nichts. Sollte ich also bis zu Junkos Babypause nicht selbst beruflich in Japan fußgefasst haben, stünden wir vor wirtschaftlichen Problemen. Und das mit dem Beruf ist so eine Sache.

Es ist nicht so, dass ich mich nicht bemühe. Ich schreibe jede Menge Bewerbungen. Ich versuche mich sogar in Niedertracht und bewerbe mich beim größten japanischen Konkurrenzunternehmen des Unternehmens, bei dem ich seit rund zehn Jahren in Deutschland in Lohn und Brot stehe, und das mir, ohne zu murren, den dreimonatigen Sonderurlaub bewilligt hatte, in dem ich meine Ehefrau kennengelernt habe. Ich glaubte, die Konkurrenz müsste mich mit Kuschhand nehmen bei all den Betriebsgeheimnissen, die ich mitbringen könnte. Gerade diese Firma jedoch schickt mir die kälteste Absage. Die kälteste, nicht die einzige. Fast alle Unternehmen schicken mir Absagen. Alle, bis auf eines. Eines lädt mich tatsächlich zum Vorstellungsgespräch ein.

Glücklicherweise bin ich gerade im Land. Es ist nicht so, dass mich das Unternehmen von Deutschland aus zum Vorstellungsgespräch nach Japan einlädt. Das hätte es sich wohl nicht geleistet und nicht leisten können. Es handelt sich, so deute ich die sympathische Selbstbeschreibung, um ein hemdsärmeliges Start-up-Unternehmen mit kleinem Budget und großen Plänen. Umgekehrt wäre es mir rein finanziell lieber gewesen, aber ich muss nehmen, was ich kriegen kann, und diese Einladung ist die einzige, die ich bekommen konnte. Die Firma hat

eine Übersetzungssoftware entwickelt, die sie dafür einsetzt, dass sich Freundinnen und Freunde japanischer Popkultur aus aller Herren Länder ohne babylonisches Sprachgewirr auf einer für sie geschaffenen Plattform austauschen können. Meinerseits sind Japanischkenntnisse wünschenswert, aber nicht erforderlich, die Betriebsprache ist Englisch. Meine deutsche Muttersprache ist ein Vorteil, denn ich wäre für die Expansion nach Europa verantwortlich, insbesondere nach Deutschland und Frankreich. Das passt wie die Faust aufs Auge, denn ich habe in der Bewerbung selbstbewusst meine Französischkenntnisse ein wenig übertrieben. Schließlich habe ich in jüngerer Vergangenheit meine mittelschlechten Französischkenntnisse mit einem Heimlernkurs aufgefrischt, um die Französin zu umgarnen, die mir den gelben Schirm aufgeschwatzt hatte. (Ich muss noch einmal betonen: Das war, bevor ich von Junkos Existenz überhaupt wusste.)

Also ideale Voraussetzungen für den Job.



Wie mir einmal das organisierte Verbrechen bei der Arbeitssuche behilflich war

Wenn ich nur die Firma finden könnte. Das Büro befindet sich in Shibuya, doch es ist nicht das Shibuya, das alle kennen. Nicht das Shibuya der Kaufhäuser, Clubs und Love Hotels. Sondern ein Shibuya, in dem die Häuser nicht beschriftet und die Straßen kaum belaufen sind. Japanische Adressen haben im Kern einen dreistelligen Zahlencode, der den Stadtteil, die

Straße und das Haus bezeichnet. Nach welchem System insbesondere Straßen und Häuser nummeriert werden, ist jedoch nicht einheitlich, und die Nummern stehen weder auf Häusern noch auf Straßen. Das System in dem Teil von Sangenjaya, in dem ich dereinst wohnte, hatte ich irgendwann ansatzweise durchschaut. Hilfreich dabei war das tägliche Studieren der durchnummerierten Umgebungskarte auf dem Notfallevakuierungsschaubild in meiner Straße. Ich war keineswegs so besorgt um meine Sicherheit, dass ich mir dieses Studium zur täglichen Aufgabe gemacht hatte. Es ging mir tatsächlich nur darum zu verstehen, wie die Zahlen in meiner Adresse zustande kamen, und wie ich davon ausgehend andere Adressen in meiner Nachbarschaft finden und bestimmen konnte. Es ging irgendwann ganz gut. Aber wir sind hier nicht mehr in Sangenjaya, und die Zeit drängt.

Am besten ist, man fragt einen Ortskundigen. Leider läuft hier niemand auf der Straße herum. Hin und wieder kommt ein Radfahrer, doch von denen möchte ich keinen aufhalten. Auf der Motorhaube eines Wagens lümmeln zwei Herren, die schon etwas zu alt sind, um Halbstarke zu sein, obwohl sie genau nach deren Art lümmeln. Der Begriff »Pomadenhengst« kommt mir in den Sinn, der laut Dudenredaktion offiziell vom Aussterben bedroht ist, was ich nicht gutheiße. Dafür gibt es noch viel zu viele Pomadenhengste, überall in der Welt.

Die Pomadenhengste möchte ich nicht ansprechen, weil ich sie für Yakuza halte. Bisher war noch jeder, den ich für einen Yakuza gehalten habe, tatsächlich einer. Nicht, dass ich es je am eigenen Leib erfahren musste, aber einheimische Mitbeobachter haben mir stets meinen Verdacht bestätigt oder ihn zumindest

geteilt. Es ist auch nicht so, dass ich völlig ratlos wäre. Nur ziemlich. Ich habe durch Google Streetview zwei Häuser identifiziert, die es sein könnten. Sie sehen aus wie Wohnhäuser mit Mietwohnungen, doch einen feudalen Firmensitz erwarte ich ohnehin nicht. Leider stehen weder Familien- noch Firmennamen an den Klingelschildern. Das ist in Japan nicht ungewöhnlich, solange eine Firma nicht auf Laufkundschaft oder ständige Vertreterbesuche angewiesen ist. Und dass man keine Namen an den Wohnungen anbringt, hatte mich schon während meines Sabbaticals geirrt. Ich hatte mir extra ein Schild angefertigt, weil dies meine echte, nicht touristische Anwesenheit in diesem Land, in dieser Stadt offiziell machen sollte. Und dann hatte keine der anderen Wohnungen in meinem Block eines. Da wollte ich natürlich nicht der einzige Doofie sein.

Ich nehme jetzt all meinen kleinen Mut zusammen. Er reicht nicht zur Gangsterkonfrontation, aber er reicht, um eines der beiden Wohnhäuser zu betreten. Ich werde einfach an der nächstbesten Tür klingeln und fragen, ob man wisse, wo diese geheimniskrämerische Firma sei. Das Beste, was passieren kann, wäre, dass ich zufällig genau bei dieser Firma klinge, wir alle herzlich lachen und ich den Zuschlag bekomme. Das Schlechteste, was passieren kann, wäre, dass eine gebeugte Oma im Kimono die Tür öffnet, die mich selbst auf Japanisch nicht versteht, weil es in ihren Kopf und ihr Weltbild nicht hineinpasst, dass außerhalb von erstaunlichen Zirkusdressurnummern ein Ausländer japanisch spricht.

Ich bekomme die Oma.

Es tut mir leid, dass sich diese arme alte Frau extra wegen mir zur Tür bewegt hat, es muss ihr körperlich schwergefallen

sein. Wie erwartet kann sie mir nicht helfen. Entweder sie weiß nichts von dieser Firma, oder sie versteht die Frage nicht. Sie zieht sich wieder in ihre Wohnung zurück. Sehr, sehr langsam. Zum einen wohl wegen ihres Alters. Ist aber nicht auszuschließen, dass sie außerdem sichergehen will, dass der seltsame Ausländer das Haus wieder verlässt.

Macht er auch. Dann fragt er eben doch die Gangster.

Als ich mit ein paar Brocken Japanisch und einem Zettel Papier, auf dem meine Zieladresse steht, auf die beiden zugehe, springen sie sofort von der Motorhaube und reißen mir den Zettel aus der Hand. Sie diskutieren angeregt miteinander, welches Haus es sein könnte, halten mit autoritärer Geste einen Fahrradfahrer an, der zum Mitdiskutieren gezwungen wird. Währenddessen entschuldigen sich alle Parteien bei mir immer wieder verbeugungsreich dafür, dass es nicht schneller geht. Man ist sich bald einig, dass ich hier entweder völlig falsch bin, oder dass es sich um eines der beiden Gebäude handelt, die ich bereits im Verdacht habe. Ich bedanke mich höflich und gehe in das Haus, in das ich noch nicht gegangen war. Bevor ich eine weitere Hundertjährige aus dem wohlverdienten Vormittagsschlaf schelle, lausche ich an jeder Tür nach Anzeichen von Geschäftigkeit. Aus einer Wohnung dringt Heavy-Metal-Musik, ziemlich laute. Halleluja! Menschen, die Heavy Metal hören, sind meistens freundlich, hilfsbereit und unter hundert. Ich klingele.

Menschen, die Heavy Metal hören, hören natürlich auch oft die Klingel nicht.

Es sei noch erwähnt, dass ich inzwischen stark schwitze. Zum einen kündigt sich der für gewöhnlich heiße Sommer

bereits unmissverständlich an, zum anderen trage ich einen Anzug. In Vorgesprächen wurde zwar mehrfach betont, ich solle um Gottes Willen bloß Freizeitkleidung tragen. Aber ich halte so etwas erstens für eine Falle, zweitens sehe ich es nicht ein. Zumindest zum Vorstellungsgespräch sollte man sich schon ein bisschen herausputzen, das ist wie beim Ball. Am komplett gleichgeschalteten Bewerbungsprozess japanischer Traditionsunternehmen gibt es sicherlich einiges zu reformieren, doch den Schwarzer-Anzug-Uniformierungszwang finde ich begrüßenswert, genauso wie die schnieken Schuluniformen. Gleicher Look, gleiche Chancen. Vielleicht ein bisschen blauäugig, aber bestimmt auch ein bisschen wahr. Und wer bei Uniformen immer gleich automatisch einen Nazivergleich parat hat, sollte einfach mal öfter an die frische Luft.

Ich habe eine gute Antwort, falls mir jemand Vorwürfe macht, wo man mir doch klar und deutlich gesagt habe, ich solle in Freizeitkleidung kommen. Ich werde sagen: »Das *ist* meine Freizeitkleidung! Ich arbeite in der New Economy, die leider einen trübsinnig machenden Dresscode aus Turnschuhen, Nietenhose und T-Shirts mit Sprüchen aus Quentin-Tarantino-Filmen befolgt. Nur in meiner Freizeit kann ich mich alters- und standesgemäß kleiden, ohne zum Gespött von Leuten zu werden, auf deren Leibchen geschrieben steht: Mhm, das ist ein leckerer Burger!« Immerhin habe ich als Kompromiss die Krawatte weggelassen. Dabei liebe ich Krawatten. Das größte Unsinnargument gegen die Krawatte, das einem von Klugscheißern regelmäßig mit einem feisten Grinsen um die Ohren gehauen wird, als sei es erstens neu und zweitens von ihnen selbst erdacht (keins von beiden ist der Fall), lautet: Die

erfüllt ja gar keinen Zweck! Dabei ist gerade dieser Umstand das, was die Krawatte so erhaben macht! Sie ist pure Ästhetik, ein reines modisches Statement. Damit tun sich Männer ja häufig schwer, weil es ihnen die schläfrige Männermodewelt nicht gerade leicht macht. Sicher, es ist nicht mehr ganz so schlimm wie vor hundert Jahren. Möglicherweise sogar nicht mehr ganz so schlimm wie vor zwanzig Jahren. Man muss zugeben, dass die Männermode im 21. Jahrhundert die Augen zumindest auf Halbmast geöffnet hat und so langsam beginnt, sich zu recken. Aber der Weg zur modischen Gleichstellung der Geschlechter ist nach wie vor ein weiter. Womöglich höre ich da nun die eine oder andere Frau mit unangenehmer Stimme keifen: »Ach, Männer haben es also in modischen Belangen schwerer als Frauen? Die Ärmsten! Ich heule gleich! Hashtag Heulegleich! Soll ich mal all die Belange aufzählen, in denen es die Frauen schwerer haben als die Männer?« Obwohl ich mir diesen Ton geschlechtsübergreifend verbitte, muss ich zugeben: Die Frau hat recht.

Ich war übrigens gar nicht auf formelle Anlässe eingestellt, als ich nach Japan aufgebrochen bin. Den Anzug habe ich mir schnell bei einem Ausflug nach Taiwan gekauft, wo man angeblich günstig Anzüge kaufen kann. Wohl nicht da, wo ich war. Meiner war zwar nicht gerade teuer, aber auch nicht so günstig, dass mir internationale Schnäppchentouristen eine Sänfte zimmern und mich fortan als ihren König durch die Welt tragen müssten. Er ist außerdem ein bisschen zu klein, doch das sieht man kaum, wenn ich mich nicht so viel bewege.

Jetzt bewegt sich etwas hinter der Tür. Die Musik wird leiser gestellt, Schritte nähern sich. In meinem Anzug schwitzend,

mein Zettelchen in meinen verkrampften Fingerchen haltend muss ich gegen den Impuls ankämpfen, das Gespräch zu eröffnen mit: »Guten Tag! Ich möchte mich heute mit Ihnen über *Jesus* unterhalten!«

Im Türspalt erscheint kein gemütlicher bärtiger Zottel in Leder, sondern eine junge Frau mit lebhaften Augen, im kleidsamen Schlabberlook, Typ Geisteswissenschaftsstudentin, die heute Vormittag wohl mal zu Hause »studiert«. Das kenne ich gut, sie ist mir sympathisch. Meinen japanischen Sermon (es geht nur um meine profane, geografische Verlorenheit, nicht um *Jesus*), beantwortet sie mit einem freundlichen, nahezu akzentfreien: »English is okay!«

Ich bin zu erleichtert, um gekränkt zu sein. Sie bestätigt mir, dass ich im richtigen Haus sei, obwohl sie von dieser Firma noch nie etwas gehört habe. Sie nennt mir allerdings ein paar Türen, von denen sie nicht genau wisse, was sich dahinter verbirgt.

Die erste Tür, die ich ausprobiere, entpuppt sich als genau die richtige. Danke, schwänzende KuWi-Studentin! Danke, Pomade-Yakuza!

Das Treiben in dem kleinen Büro, das eigentlich eine große Wohnung ist, ist so, wie man es sich bei einem Start-up-Unternehmen vorstellt. Eine Handvoll junger Männer unterschiedlicher Nationalitäten sitzen in Motto-T-Shirts an Computern. Sie grüßen freundlich und wenden sich dann lieber wieder ihren alten Maschinen als dem neuen Menschen zu. Ist ja auch nicht verkehrt, sich auf der Arbeit auf die Arbeit zu konzentrieren. Ich bin selbst ein bisschen geschädigt, was Start-ups angeht. Ich habe schon einmal den ganzen Zirkel durchlaufen vom enthusiastischen Kistenauspacken bis zum desillusionierten

Kistenwiedereinpacken keine zwei Jahre später. Seien wir ehrlich: Die meisten Start-ups haben nicht die Spur einer Chance und beuten ihre Mitarbeiter unbarmherziger aus als jeder alt-eingesessene Traditionsschweinekonzern es je getan hat oder tun würde. Die betroffenen Mitarbeiter verwenden dafür gerne den romantisch verklärten Begriff der Selbstaussbeutung. Der ist allerdings fehl am Platze. Wenn es zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer passiert, ist es »Ausbeutung«. »Selbst« hat damit nichts zu tun. Trotzdem überkommen mich in diesem Moment nur die positiven Gefühle, der Pionier- und Unternehmergeist, die Aufbruchsstimmung, die solche Anfänge in sich tragen. Ich fühle mich sofort zu Hause, was auch daran liegen mag, dass man hier selbstverständlich die Schuhe ausziehen muss.

Mein Gesprächspartner ist der Gründer der Firma, ein hemdsärmeliger junger Japaner mit Designerbrille und feuchter Stachelfrisur. Man merkt ihm seine Lehrjahre in den USA an. Nicht nur sprachlich, sondern auch in seiner starbucks-haften Lockerheit. Er versichert mir mehrfach und beinahe glaubhaft, dass meine mittlerweile beträchtliche Verspätung gar kein Problem sei und macht sich lustig über meinen Anzug. Abgesehen von meiner Verspätung und meiner eigenwilligen Vorstellung von Freizeitkleidung bin ich gut vorbereitet. Ich habe bereits einen Marketingplan für seine unentbehrlichen Dienstleistungen aufgestellt und Fakten und Zahlen zum deutschen und französischen Japanophilie-Markt gesammelt. Das Vorstellungsgespräch verläuft auf beiden Seiten freundlich und flüssig, trotzdem kann ich nicht recht beurteilen, ob es gut läuft. Mit einer starbucks-haften Lockerheit kommt eben auch eine starbucks-hafte Unverbindlichkeit. Es entgeht mir nicht, dass

die allerältesten Angestellten hier locker ein Jahrzehnt jünger sind als ich, die meisten wohl zwei. Das stört mich nicht, ich muss es mir aber selbst immer mal wieder vergegenwärtigen, sonst halte ich mich selbst für einen von denen, während die einen verständlicherweise als den Alters-Exoten in ihren Kreisen sehen. Man ist ja leider nicht so jung, wie man sich fühlt. Obwohl ich manchmal aus Koketterie frühvergeist tue, muss ich gestehen, dass ich mich innerlich irrtümlich für ziemlich jung halte. Das führt zu fürchterlichen Fehlentscheidungen. Einmal kaufte ich mir, längst erwachsen, türkise Glitzerschuhe mit neongelben Schnürsenkeln und schlug zu Hause die Hände über dem Kopf zusammen: Was habe ich bloß getan?!

Unter diesen jungen Leuten werde ich bestenfalls der coole Opa sein, der vom Krieg erzählt. Eine Rolle, die mir durchaus gut gefällt. Ich werde berichten, wie es früher aus dem Modem pfiß, und wie man nicht gleichzeitig im Internet surfen und telefonieren konnte. Wollte man sich Bilder nackter Menschen ansehen, ging man nach dem Start des Ladevorgangs erst mal essen, und dann war vielleicht schon ein bisschen was zu sehen, wenn man zurückkam. Ein Ellenbogen, eine Stirnpartie. Und die jungen Leute werden fragen: Was ist denn Modem? Und sie werden, nicht heimlich genug, darüber kichern, dass einer die Internetbenutzung noch als »surfen« bezeichnet.

Sollen sie kichern, im Großen und Ganzen gefällt mir diese Vorstellung von mir im Kreis meiner neuen jungen Kollegen, ach was, Freunde. Mir zu Füßen sitzend, ich gemütlich in meinem Ohrensessel, eine Decke über den Beinen.

Aber ich bekomme den Job nicht, wie ich ein paar Wochen später erfahre. Lag es doch an meiner Verspätung? An meinem

starken Schwitzen, bedingt vor allem durch den Verspätungsstress? Oder bin ich ein Opfer der Altersdiskriminierung? Hätte ich meine türkisen Glitzerschuhe tragen sollen?

In der Absage steht, die verhandelte Position sei nichts für mich, aber man würde ganz gerne meine Unterlagen behalten und gegebenenfalls auf mich zurückkommen, falls sich etwas anderes ergäbe. Mit anderen Worten: die typische Absage. Bewerben Sie sich hier bloß nie wieder, wir wissen ja, wer Sie sind!

Nun muss ich Junko doch fragen: »Du, können wir nicht erst mal in Deutschland leben? Da kann ich die Sprache auswendig, und an den Häusern stehen Nummern. Ideale Voraussetzungen für eine sichere Festanstellung.«

Sie sagt: »Na gut.«



Dann geh ich doch rüber

In Japan ist es traditionellerweise so, dass sich die Kinder, insbesondere die Töchter, um die Eltern kümmern, wenn die zu alt werden, sich um sich selbst kümmern zu können. Dann ziehen die Familien in der Regel zusammen unter ein Dach, falls sie nicht ohnehin schon unter einem leben. Viele Eltern erwarten das. Meine Eltern nicht. Ein bisschen Widerstand hätten sie dennoch zeigen dürfen, als ich andeute, ich würde mit Andreas nach Deutschland gehen, vorläufig für immer.

»Natürlich musst du gehen! Was überlegst du denn da noch!«, ruft meine Mutter. »Er ist schließlich dein Mann!« So traditionsbewusst ist sie also doch.